

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

19.11.1922 (No. 47)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 47  19. Nov. 1922

Eugen Kilian / Zur Würdigung Bauernfelds.

„Bürgerlich und Romantisch“ ist der Titel des Lustspiels, durch das der einst so beliebte und viel gespielte Wiener Lustspielautor dem heutigen, so ganz anders gearteten Geschlecht einigermaßen wenigstens in Erinnerung ist. Der Titel dieses Stückes hat eine gewisse symbolische Bedeutung für Bauernfelds Dichtung. Die bürgerliche Welt und die der Romantik sind die beiden, freilich nur scheinbar sehr verschiedenen Gebiete, zwischen denen sein dramatisches Schaffen hin und herpendelt. Die bürgerliche Welt steht voran — ihr gehört der Löwenanteil seiner dichterischen Lebensarbeit. In ihrem Wert aber stehen die Früchte nicht zurück, die seine gelegentlichen Ausflüge ins romantische Land gezeitigt haben. Eine harmlose, lebenswürdige Romantik, seelenverwandt mit der Kunst Schuberts und Schwind's, mehr äußerlich die Gewandung der Fabel oder mittelalterlicher deutscher Vergangenheit entlehnend, als innerlich zusammengehörig mit den Bestrebungen der romantischen Schule, gänzlich ohne deren ironisierende Tendenz oder ihre Vorliebe für eine völlige Aufhebung aller dichterischen Formen. Aus den Stücken, die hierher gehören, aus den Jugendlustspielen „Der Musikus von Augsburg“ und „Die Geschwister von Nürnberg“, aus der historischen Komödie „Landsfrieden“, aus vielen Teilen des „Franz von Sickingen“, vor allem aber aus dem Zauberspiel „Fortunat“, strahlt uns die ganze heitere und lebensfrohe, träumerische und märchenduftende Romantik des vormärzlichen Wien in den hellen Farben eines Schwind'schen Gemäldes entgegen.

Dem Bewußtsein weiterer Kreise freilich hat sich Bauernfeld nur als „bürgerlicher“ Dichter eingepreßt, als der Vertreter des Wiener Gesellschaftsstückes, als österreichischer Lustspielautor, wo er mit dem „Liebesprotokoll“, den „Bekenntnissen“, den „Krisen“, „Bürgerlich und Romantisch“, „Aus der Gesellschaft“ seine größten und nachhaltigsten Bühnenerfolge gefeiert hat. Als getreuer Bildner und Satiriker der Wiener Gesellschaft in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lebt er in der Kunstgeschichte hauptsächlich weiter. Nicht als einer der Großen und Unsterblichen, nicht als Satiriker im höchsten Sinne des Wortes, nicht als ein Dichter von tiefem und umfassendem Weltblick, wohl aber als einer der lebenswürdigsten Vertreter des deutschen Lustspiels und Gesellschaftsstückes. Das Urbild des Wieners mit seinen vielen Schwächen und mannigfachen schönen Vorzügen, ein echtes Kind des vormärzlichen Oesterreich, dessen in Strauß'schen Walzern sich wiegende Lebensart und Lebensweise ihr getreues Spiegelbild in seinem Schaffen gefunden hat.

Den trefflichen Arbeiten, durch die vor allem Glosa, Gornner, Komorzinski u. a. das Bild des Dichters erhellt haben, gefolgt sich ein neuer wertvoller Beitrag für eine gerechte Würdigung Bauernfelds zu in dem Buche von Dr. Wilhelm Zentner, das in erster Linie der Dramaturgie und der Technik des Dichters gewidmet ist (Studien zur Dramaturgie, Eduard von Bauernfelds. Ein Beitrag zur Erforschung des neueren Lustspiels. Vikmann's Theatergeschichtliche Forschungen 33, 2. Bock, 1922). Die Beschäftigung mit der Stoffwelt der Bauernfeld'schen Stücke gewinnt ein erhöhtes Interesse, wenn man sich

wie Zentner zu zeigen bemüht, daß der Dichter als Vorgespross einer bestimmten Gesellschaftsschicht und Vertreter einer von ihr eingeschlagenen Geschmacksrichtung kulturgeschichtliche Bedeutung für die Wiener Geistesgeschichte im vorigen Jahrhundert besitzt. Bauernfeld war der eigentliche Hausdichter des Burgtheaters, mit dessen Traditionen sein Denken und Sinnen von frühester Jugend an innigst verbunden war. Die Gesellschaftsklasse des besitzenden Bürgertums, das sein — heute längst verloren gegangenes — Stammpublikum bildete, gab das Stoffgebiet ab für das dramatische Schaffen des Dichters, soweit es sich in der bürgerlichen Sphäre bewegte. Seine kleinen Schwächen und Irrungen gaben die Hilfsmittel für die meist recht dünne Handlung, in deren abwechselungsreicher Erfindung Bauernfeld keine allzu große Kraft besaß. In der lebenswürdigen Schilderung der Charaktere, in dem Reiz des geistvollen, sein abgeklärtesten Dialoges lag zu allen Zeiten die Anziehungskraft der Bauernfeld'schen Lustspiele. Dem harmlos-heiteren Charakter der früheren Stücke gefolgt sich im Lauf der Jahre ein stark satirisches und politisches Element bei, namentlich als die Bewegung der 40er Jahre das Wiener Phäakentum aus seiner Ruhe emporzurütteln droht. Die Gesellschaftskritik verbindet sich mit politischen Tendenzen. In der „Republik der Tiere“ verrät sich eine politische Einsicht, die auch heute noch in vieler Hinsicht zeitgemäß wäre. Zu ernster Verführung sozialer Fragen erhebt sich Bauernfelds Dichten in dem Schauspiel „Aus der Gesellschaft“, in dieser Beziehung einem gewissen Höhepunkt seines Schaffens, wo die eheliche Verbindung des Fürsten mit dem Bürgermädchen mit einer für die damaligen Tage und die betreffenden Wiener Kreise noch nicht erlebten Kühnheit verflochten wird. Der liberale Gedanke, der wie etwas Selbstverständliches sein ganzes Dichten durchdringt, erhebt sich hier zu seiner kräftigsten Verkörperung.

Für die Beurteilung der Charaktere in Bauernfelds Stücken weist Zentner mit Recht auf Eines hin: Sie wurden in den meisten Fällen den Darstellern des Burgtheaters angepaßt, die Rollen ihnen auf den Leib geschrieben. Das Bild des verkörpernden Schauspielers hat dem Dichter schon bei Niederschrift vor Augen geschwebt und ihn bei der Gestaltung beeinflusst. Dichters lebenswürdige Wiener Eleganz hat unzähligen gehalten Bauernfelds ihre besonderen Züge gegeben. Sie bedurften gewissermaßen nur der Andeutung durch den Dichter und haben erst durch den Schauspieler volles Blut und Leben erhalten. Bauernfelds Stücke waren in dieser Hinsicht von echtem Theaterblut durchpulst, Dichter und Schauspieler standen im Zusammenhang und arbeiteten — im Gegensatz zu sonstiger Uebung — mit einander. Zentner würdigt die verschiedenen Gruppen der Bauernfeld'schen Bühnentypen, in ihren Zusammenhängen nach rückwärts und nach vorn, um sodann dem technischen Bau der Stücke eine lehrreiche Untersuchung zu schenken. Indem sie die Zusammenhänge mit den Vorgängern und Zeitgenossen an feiner Stelle außer acht läßt und dem Gegenstand damit die nötige Perspektive gibt, bietet sie einen wertvollen Beitrag für die Würdigung von Bauernfelds dichterischer Persönlichkeit.

Für das Theater unserer Tage freilich wird der Dichter für „tot“ erklärt — vielleicht eine etwas allzu pessimistische Auffassung, die durch die Darlegungen des Buches jellst beinahe widerlegt wird. Mit Vorliebe und Erfolg greift die heutige Bühne vielfach auf Kokebue zurück. Er ist Bauernfeld an Erfindungskraft und Empfindung für drastische Komik entschieden überlegen; an Feinheit und dichterischer Bedeutung aber steht er weit, sehr weit hinter ihm zurück. Wer Bauernfelds vortreffliche „Krisen“ in der meisterhaften Ausführung auf sich wirken ließ, die ihm das Burgtheater noch in den neunziger Jahren zuteil werden lassen konnte, wird die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieses und vielleicht noch manches andere Kleinod aus seinem Dichterschatz — mit „Fortunat“ habe ich selbst einen erfolgreichen Wiederbelebungsversuch gemacht (Karlsruhe 1902)

— auch für die heutige Generation noch seine Auferstehung feiern wird. Freilich ist Eines dafür notwendig: Schauspieler, die — entgegen unserer „unmelodischen“ Zeit — etwas von der liebenswürdigen Melodie der Bauernfeldschen Dichtung in ihrem Herzen tragen. Musik gehört zum innersten Wesen dieses Poeten. „Etwas von ihrem Geiste“, so kann Zentner mit Recht seine Würdigung schließen, „lebte in ihm und seinen Schöpfungen, und wenn wir uns ihnen heute mit empfindsamem Interesse nähern, dann glaubt man mitunter ein feines Klingen, Wiegen und Singen zu vernehmen, das einnimmt und anbetzelt. Es ist nicht die Ausgeburt erhabener Stimmungen oder die Verkörperung einer ungewöhnlichen Seele, aber ein Ton gewaltvoller Liebenswürdigkeit, der man einen herzlichen Dankesgruß nicht versagen kann.“

K. A. Bergmann / Fragmentarisches Stück einer Familiengeschichte aus dem Tagebuch des Traugott Wellenreiter.

Der liebe Gott muß ganz wunderbar gute Nerven haben. Was für eine ruhelose, anspruchsvolle, lärmende und polternde Schar von Menschenkindern hat er nicht seit urdenklichen Zeiten in seinem Hause um sich herumwimmeln! Und trotz des unaufhörlichen Schabernacks und der endlosen Zankereien, trotz der tollsten Einfälle und verwegenen Streiche seiner Sprößlinge gerät er eigentlich nie ganz aus dem Häuschen, sondern bleibt wahrhaftig immer die Ruhe und Güte selber. Es ist fast unbegreiflich, und doch ist es so! Ganz unbegreiflich ist es deshalb nicht, weil wir in unserer Mutter ein Wesen vor uns haben, das dem lieben Gott in dieser seiner bewundernswertesten Eigenschaft stark gleicht. Sie schafft und sorgt von früh bis spät, reinigt, pflegt, kleidet, füttert, lehrt und mahnt und verliert niemals ganz die Ruhe ihres Gemütes und ganz gewiß nie die Güte ihres Herzens. Freilich, wenn es zuweilen danach aussieht, als ob das ganze Haus von ihren Trabanten auf den Kopf gestellt werden solle, dann fährt sie wohl mit geradezu göttlichem Born in das umstürzlerische Gewimmel und schwingt, wie der liebe Herrgott nach allen Richtungen seinen Blitz, wüthend den Patier, daß es dazu nur so Tränen regnet und heult und jähnt; aber das Wesen ihrer mütterlichen Liebe bleibt über den heftigsten Entladungen ihres Unwillens unverändert wie die Sonne am Himmel, so schwer es auch aus den Wolken niederhageln mag. Indes diese außerordentlichen „Naturereignisse“ sind es nicht, was uns so recht eigentlich Bewunderung vor der Mutter abringt. Das ist eben ihre ewige Geduld, die Jahrzehnte lang, ihr ganzes Leben hindurch über den ermüdenden, zermürbenden Forderungen des immer wiederkehrenden Alltags nicht abreißt. Das ist die unfassbare Gelassenheit, mit der aller Untrieb und jede Unruh — Kummer, Sorge, Kummer noch gar nicht zu nennen — von ihren gequälten Sinnen ertragen werden.

Frau Lotte Wellenreiter war so eine Frau, die ob ihrer Gemütskraft und ihres erhabenen Gleichmutes, wenn sie in den Zeiten der alten Griechen gelebt hätte, unftreitig mit einem größeren Rechte eines Sitzes im Olymp würdig gewesen wäre, als all die göttlichen Majestäten einer Hera oder Artemis, Athene oder gar Aphrodite. Jetzt, da wir sie in ihrem goldblonden Haar und mit ihren lichtblauen Augen in geeigneten Umständen vor uns sehen, ist sie zwar noch nicht von dem gemeinsamen Lärm eines Duzends Kinder umbrandet, aber in ihrer Kinderstube ist doch schon ein Hochbetrieb, der besonders mit Rücksicht auf den fortgeschrittenen schwangeren Zustand ertragen sein will. Drei gesunde Buben können schon allerlei an Wünschen und Wollen, Tun und Treiben leisten, ohne daß sie etwas Schlimmes, Strafbares dabei anstellen brauchen. Weine und Arme, Augen und Mundstücke sind ohne Unterlaß Tag für Tag und jeden Augenblick, solange der Schlaf nicht gekommen ist, in Bewegung. Das alles will nicht nur beobachtet und beaufsichtigt, ermuntert oder gerügt, das alles will auch mit den Nerven ertragen sein. Und nicht von dem sogenannten härteren Manne wird es verlangt, nein! von dem zarten, zierlichen Wesen des Weibes. Von einer Frau, die allmorgentlich Galle brechen mußte, weil sie gesegnet war; die selbst aber nie gallig wurde, wie es jeder Mann, auch der gewaltigste Muskel- und Gemütsheld, schon in den ersten Tagen einer Herrschaft in der Kinderstube werden würde.

Frau Wellenreiter war von sonnig-heiterer Art. Fein, empfindlich. Der Hausarzt nannte sie ein Treibhauspflänzchen; denn sie sah gar nicht nach einem starken Baume aus, der wilden rauhen Stürmen standhalten kann. Aber ihre drei kerngesunden Buben zeugten für ihre leibliche Kraft, die beinahe Jahr für Jahr erhöht schien durch das mütterliche Glück, das sie immer wieder frisch lebendig unter ihrem Herzen trug. Zimperliches Wesen war ihr fremd und von Grund aus zuwider. Forsch griff sie überall zu und war stets mutigen, tapferen Willens: im Handeln wie im Ertragen. Ihre immer willig und freudig erneuerte Mutterschaft bewies diese herrliche

Eigentümlichkeit im Großen, wie jede Erfüllung ihrer Obliegenheiten im Kleinen. Mitunter konnte sie leidenschaftlich werden. Festig durchfahrend wie das Leben selber. In der Kinderstube muß ja ein guter Absolutismus herrschen wie im Weltall, sonst siegen die Mängel, Fehler und Krankheiten, Unvernunft und Unnatur. Dieser Absolutismus ist auch nicht durch Gewalttat und Ungerechtigkeit erworben und nicht aus einem selbstüchtigem Streben heraus; sein Recht und seine Macht gehören ewig untrennbar zum Wesen der wahren Liebe, der Liebe zum Geschöpf und Ebenbilde. Im großen und ganzen anerkennt die Menschheit zu allen Zeiten und in allen Erdteilen die absolute Herrschaft des väterlichen Vaters der Geschichte, und revolutionäre Strömungen, die eine Abjage an die oberste Weltgewalt bedeuten, münden schließlich brav und zahm ohne Ausnahme in eine erneute Anerkennung des göttlichen Willens und der heiligen Urrechte. Genau wie viele Kinder, aus dem Bereich der Jugend ins weite, breite Leben tretend, in den Jahren der erwachten Leidenschaft blind und taub werden, nicht mehr den warnenden Finger der Mutter sehen und nicht mehr ihre gültig mahnende und klug ratende Stimme hören, bis einschlagende und zündende Blitze, Schicksalsschläge, ihre Augen jäh aufschrecken und grollender Donner, der letzte Warnruf des Unglücks, ihre Ohren wach poltert, und sie, Trost suchend, zurück in den Schoß der Mutter fliehen — oft nur im Geiste, wenn diese zu fern weilt, womöglich nicht mehr erreichbar in diesem Dasein.

O, wahrhaft bedeutsamste Zeit, in der die ersten Regungen des Eigenwillens, die ersten Versuche der Eigenmächtigkeit von der sicheren, gewandten Hand der Mutter gebändigt werden wie Schößlinge der Reben! Gärtnerkunst, die viel Verständnis und Sorgfalt, viel Aufmerksamkeit erfordert, Tag für Tag, Stunde für Stunde, ja jeden Augenblick.

Frau Wellenreiter, die gerade mit der Morgenwäsche und der Ankleidung der Buben fertig geworden war, hatte eben am Aeltesten vollziehende Gewalt geübt. Julian hatte sich gestraubt, Strümpfe anzuziehen, die sie am späteren Abend vorher gestopft hatte. Der Zweitälteste hatte eigentlich auch vorgehabt zu streiken, wenn er wieder seinen schwarzen Lederschuß anbekommen sollte. Jenen Lederschuß, den er zu Weihnachten vom Christkind erhalten, in den er aber schon gleich nach der Beförderung, geheim in einem uralten Kleiderkasten sitzend, mit der großen Schere große Löcher hineingeschnitten hatte, in der Erwartung, ihn, den er geradezu fürchtete und hasste, dann nicht tragen zu müssen. Der Schuster hatte ihn geflickt, und Traugott, wie der zweite dreijährige kleine Wellenreiter hieß, bekam ihn jeden Morgen kraft des mütterlichen Herrscherwillens zum Vorteil und Nutzen seines sauberen Anzugs umgehängt. Wie bemerkt, heute hatte Traugott revolutionieren wollen, sich sträuben und dazu gewaltig schreien. Er unterließ es angehts der entschiedenen Niederlage des größeren Bruders. Aber ganz leise, von der Mutter unbemerkt, im letzten Winkel seiner geheimen Gedankenwelt flüsterte ihm eine stille Hoffnung Mut zu: daß sich im Laufe des Tages, wie schon so oft, Gelegenheit bieten dürfte, in irgend einer Ecke der geräumigen Wohnung den schwarzen Kerl loszuwerden. So ein kleiner Familienbürger hegt ja gewöhnlich mehr eigene Gedanken und aufstrebende Ideen in seinem Kopf, als seine erwachsene Umwelt nur zu ahnen vermag, und jede offizielle Staatsregierung würde ihrerseits ebenso stannen, wenn sie allen ihren guten und schlechten Staatsbürgern ins verborgene Herz blicken könnte. Da wie dort leimt und sproßt es üppig im dunkeln Inneren der geheimen Wünsche, und es bedarf nur stets der günstigen Gelegenheit, daß auf einmal plötzlich der fertige „Blamenstock“ als Tatsache vor aller Augen steht. Unglückliche Verbhältnisse, die auf tiefwurzelnde Mängel sittlicher Art in der Familie wie im Staat zurückzuführen sind, schaffen zuweilen solche „günstige Gelegenheiten“. Sehr oft auch Kollagen wirtschaftlicher

Art oder Krankheiten, Kriege, Krisen. Da gedeihen schnell alle Bestrebungen nach dem „uneingeschränkten Glück“.

Darum wohl der Familie, in der die Mutter sich ungeteilt der Erziehung ihrer Kinder widmen kann; denn jeder unbewachte Augenblick sät neue Keime des „freibeitlichen Unkrautes“ und bringt manchen zur Blüte. Am unmittelbaren Eingriff liegt das Meiste. Aber selbst bei idealen Verhältnissen ist es eine Unmöglichkeit für die Mutter, genau jeden Augenblick auf Posten zu stehen.

Frau Wellenreiter hatte eben die Fenster der Kinderstube weit geöffnet. Die Maisonne des Jahres 1887 strömte golden herein. Julian war plötzlich zur Türe hinausgeschlüpft. Er hatte immer etwas Besonderes im Sinn. Die Mutter machte sich an die Inspektion des Näschens und der Dohrlein ihres Dritten, des Edwin. Traugott sah nachdenklich an sich hinunter. Da plötzlich horchte er auf. „Das ist die Artillerie mit Musik!“ bemerkte Frau Lotte und warf einen Blick auf die Hauptstraße vor. Dann machte sie sich daran, sich eine Küchenschürze anzuknüpfen, um anschließend ihres Amtes am Herde zu waltten. Sie schürte draußen kräftig das Feuer, verschob einige Herdringe und Kochtöpfe und öffnete den kupfernen Deckel des Wasserschiffes, um das Mädchen anzuhelfen, aufzufüllen. Ueber diesen Geräuschen vernahm sie nicht, wie draußen die Türe des Glasab schlusses ging.

Mit leuchtenden Augen kletterte Traugott die Hausstreppe hinunter. Ein Augenblick Ueberlegung im Hausgang unten, der schwarze Lederschurz flog vom Leibe, und fort ging's bis zur Hauptstraße, wo die Artillerie zog mit Pferden und Geschützen. „Allerlei Allerlei!“ rief der kleine Reichs aus immer wieder vor sich hin, vollständig im Banne der Musik, der glänzenden Trompeten, der blinkenden Helme, der funkenschlagenden Hufeisen. Er glühte vor Begeisterung. Vor allem fesselte ihn eine ganz große Trompete. Mit der hielt er Schritt; wobei er eiligt trippeln mußte. Weit über den Marktplatz hinaus war er so schon mitmarschiert, da sah er ihn ja von rückwärts und hielt ihn fest. Wie aus allen Himmeln gestürzt, sah er erschrocken zu seiner Mutter auf. Die war aufgeregt dem kleinen Bürschchen nachgeeilt, ohne es zu merken in der Küchenschürze. Ein Schlossergefelle, der zwecks einer Reparatur in die Wellenreiterische Wohnung gekommen und unterwegs dem kleinen Anstreicher begegnet war, hatte der jungen Hausfrau die Flucht gemeldet. Da sie zwischen ihren Scheltworten und Verweisen immer wieder hell aufschauen mußte, sah der kleine Sünder die zwangsweise Heimholung nicht tragisch auf, sondern schritt an der Seite der Mutter, Herz und Sinn noch von den Klängen der Marschmusik und von dem Eindruck des farbigen Soldatenbildes geschwelt, stolz heimwärts. Eine nochmalige kräftige Mahnung erfolgte in der Kinderstube, der Lederschurz kam wieder an den richtigen Platz, und ein mächtiges Butterbrot krönte das gewaltige Erlebnis.

Julian hatte sich zum Zehnhauptbrot zwar schon selbst eingefunden. Er war drinnen in der Backstube bei den Bäckergefellten gewesen, im Hinterhaus, und hatte wie stets einige hühe Wendungen und Weisheiten aufgeschnappt. Im Gegensatz zu Traugott war er ein frühreifes Kind. Er mußte wieder einmal etwas gehört haben, was nicht in das Wissen eines Kindes hineinpaßt; denn er stand am Fenster mit seinem Brote und „simulierte“, wie die Großmutter in Weingarten sich auszudrücken pflegte. Da Traugott niemals etwas wie Verwunderung und Ehrfurcht vor ihm bezeugte, hatte er sich, wie meist, Kameraden — diesmal nur zwei — aus dem Hinterhaus mitgebracht, die ihn, während sie ebenfalls Wellenreiterische Butterbröter verzehrten, mit großen Augen tatsächlich anstarrten, wie etwa Deutschlands Jünglinge zu allen Zeiten den genialen Napoleon. Eigentliche Kameraden waren sie ihm nicht; dafür waren sie ihm viel zu klein. Vierzehn- und gar Fünfzehnjährige wie die Bäckerbuben des Hauswirts galten ihm erst als gleichwertig. Um seine innere Größe und Ueberlegenheit den beiden fremden Buben gegenüber zum Ausdruck zu bringen, hatte er einen Stuhl bestiegen und begann mit lecher Stimme zu singen:

„Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem kleinen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Da schaut die Welt heraus.“

Er sang wirklich erfrischend herzlich dieses holde Liedchen. Alle Strophen. Indes horchte nur das beigeschleppte Publikum zu; der Prophet gilt ja nichts im eigenen Lande. Edwin schrie, weil er seinen Schoppen wieder erwartete. Traugott schwang seinen Hammer, den er stets bei sich trug, ja nachts neben sich im Bett liegen hatte. Sonst schlief er nicht ein. Auch der große Holzkönig des Kegelspiels durfte beim Schlafen niemals fehlen — bis in Traugotts achtes Lebensjahr hinein. Wehe, wenn der König beim Insbettgehen nicht zur Stelle war! Dann gab es eine Aufregung im Kinderzimmer, und das Mädchen hatte zu suchen. Es ist rätselhaft, warum der Knabe ohne seinen König nicht zu Ruhe und Schlaf kommen konnte; aber erleben wir das Gleiche nicht bei ganzen Völkern? —

Den Hammer benutzte Traugott dazu, jeden Nagel, des er habhaft werden konnte, in die nächstbeste Stelle des Fußbodens zu schlagen, und er tat dies stets mit der ihm eigentümlichen energischen Begeisterung. Augenblicklich schlug er aus reiner Siegfriedslust überall da dröhnend auf den Boden wo sein Auge eben noch den Kopf eines eingeschlagenen Nagels entdeckte.

Gesunde Kinder haben bekanntlich an allem Lärmen und Poltern an allen krachenden, knallenden, trommelnden Geräuschen allgemein eine bevorzugte Freude. Traugotts großes Beispiel erweckte Nachahmung. Julian bearbeitete mit Händen und Füßen die Holzbeschaltung unter dem Fenster, die dumpf widerklang und die beiden fremden Buben trommelten durch ihre vorgehaltenen Fäuste in einem unübertrefflichen Wett-eifer. Ein mächtiges Konzert! Die Mutter draußen in der Küche störte sich nicht daran.

Uebrigens bezugten die Musikanten, daß sie durchaus Ohren hatten, die für zeitgenössische Musik wie geschaffen waren, daß sie auf der Höhe standen hinsichtlich ihrer musikalischen Aufnahmefähigkeit; was man bekanntlich nicht von allen Zeitgenossen Richard Wagners behaupten konnte. Plötzlich nahm das Konzert ein Ende. Das Mädchen war eingetreten. Au und für sich kein Anlaß abzubrechen. Aber Julian war es, der innehielt, als sie im Zimmer war. Seine beiden Gefolgsleute setzten ihre Trompeten ab, offenbar aus Furcht vor der erwachsenen Person. Edwin wurde mäschenstill, weil er seinen Schoppen endlich erhielt. Die Milch war so spät erst gebracht worden. Und Traugott tat der Arm vom Hammerschwinge allmählich weh. Julian sah auf das Mädchen und „simulierte“ wieder eine Weile. Ein schlimmes Wort des einen Bäckerbuben war ihm wieder ins Gedächtnis gekommen. Seine Augen gingen immerzu. Der Spiegel an der Wand zeigte ihm, daß sein Schlipf aufgegangen war. Er eilte stracks zur Mutter hinaus und ließ ihn sich binden. Auch streckte er die beiden Hände von sich, was ein Zeichen war, daß er sich unsauber fühlte und gewaschen sein wollte. Bald kam er wieder herein und rief gepreizt: „Jetzt wird Theaterles gespielt!“ Das Dienstmädchen ging nebenan ins elterliche Schlafzimmer, schüttelte die Federkissen auf, die in der Sonne lagen, wendete sie und eilte in die Küche. Das Feld war für die Buben wieder frei. Jetzt begann ein Schieben und Rücken und Schleppen von allem, was nicht niet- und nagelfest war. Der lange, schwereiche Tisch wurde zur Kommode geschoben, Stühle wurden oben auf gestellt und hochgetürmt, dazu zwei Nachtschränken, der Handtuchständer und Schemel. Die Baukünstler Altägyptens hätten an diesem unerlöschlichen Wollen und Können gewiß ihre Freude gehabt, und ein Bramante und Michel Angelo hätte Anlaß zur Bewunderung gefunden an den kombinatorischen Versuchen, die, einmal zusammenrumpelnd, scheiterten, schließlich aber glückten. Nach Fertigstellung des kühnen Baus wurden Federbetten, Laten, Kopfkissen herbeigeschleppt und der Palast im Innern reichlich ausgestattet. Was nun spielen? Dieser Gedanke beschäftigte eigentlich nur den „registrierenden“ Julian. Aber es konnte für ihn nur ein Stück geben; Er der König, der Herr, und die Anderen seine Trabanten, Knechte. Traugott sollte auch gehorchen und vor allem den Hammer weglegen. Das tat er nicht, und schon ward aus dem Spiel ein voller Ernst. Eine regelrechte Tragödie, eine Haupt- und Staatsaktion war im Gange. Die Brüder gerieten einander in die Haare, stürmten immer wieder aufeinander ein und rangen mit roten Köpfen, unter begleitenden Drohworten und keuchend. Edwin schrie dazu. Der Palast stürzte ein. Nach kurzer Pause setzte man den Kampf fort, sich gegenseitig mit Kopfkissen und kleinen Gegenständen beworfend. Das war eine Schlacht! Nochmals hatte man sich gegenseitig an den Kleidern; Julians Schlipf ward zur Siegestrophäe Traugotts, und dessen Lederschurz lag aller Knöpfe ledig zertreten und zerstampft auf der Walfahrt, auf der die beiden Kämpfer sich wälzend nach der Palme des Sieges rangen. Statt einer Palme brachte das Schicksal den Helden etwas ganz Anderes. Wie Blitze fuhr es plötzlich zudend und klatschend auf die zwei Matadore hernieder. Frau Wellenreiter war hereingeeilt und schwang den Patfcher. Mit dem ersten Blitstrahl fielen bekanntlich die ersten Tropfen. Darum Geheul und Tränen. Die fremden Buben, die nur eine statische Rolle gespielt hatten, wurden etwas barock fortgeschickt. Nach kurzer Zeit war durch Mutter und Mädchen die Stube wieder in Ordnung gebracht. Wie geschlagene und in Knechtschaft geratene Könige mußten Julian und Traugott bei dieser Aufräumungsarbeit Frondienste leisten. Aber wie in allem Leben, dem ganz großen der Menschheit und der einzelnen Völker, wie dem kleinen der Familie und ihrer einzelnen Glieder ging auch diese „Epöche“ vorüber. Inter arma silent Musae; allein jetzt kamen sie wieder zu ihrem Recht. Frau Wellenreiter „malte“ in groben Linien auf zwei Bogen Papier je ein Bild: das eine sollte einen Berg und einen Weg und einige Bäume, dazu Mond und viele Sterne darstellen; das andere, ein Haus mit rauchendem Schornstein, einer Türe, vielen Fenstern, einer Bank, dazu die durch Wolken strahlende

Sonne. Jeder der Buben, vor einem Stuhle mit seinem Gemälde stehend, bekam dann ein Bleistift, um mit Männlein und Weiblein mit Hunden und Katzen, Hähnen und Hennen ihre Landschaft zu beleben. Bald „malten“ sie eifrig. Doch in ihrem Herzen war der Kriegsgroll noch nicht ganz verklungen. Jeder verkünstelte sich, jeder zeigte dem andern seine Talente. Ein spöttisches Lachen Julians, und der Bruderzwist war wieder entbraunt und endete erst, als man sich gegenseitig die Gemälde in hundert Fetzen zerrissen hatte.

Das Mädchen fehrte den Boden schließlich rein, auf die bösen Buben schimpfend, und begann den Mittagstisch zu decken. Es war gut, daß der Mittag da war, daß zur Abwechslung wieder eine völlig natürliche Beschäftigung einsetzte; denn alle Künste waren doch daran gewesen, selbst die Kriegskunst. Es fehlte nur noch eine, die der Revolution, bei der bekanntlich oft Nahrung verderbt wird und Scherben klirren. In der Tat, über der Suppe brach der Fank von neuem los und endete wiederum tränenreich, weil Traugott's Suppe schließlich über den Tischrand tropfte und Julians Teller zerschellte am Boden lag. Dazu gegenseitiges Anklagen, mehr oder minder geschickte Advokatenkunst, wie sie auch im großen Staatsleben bei revolutionären Wirren besonders blüht.

Diesmal bekamen die beiden Söhne aus anderer Hand ihr Beruhigungsmittel. Vater Wellenreiter, der vor einer Viertelstunde aus seinem Dienst heimgekommen war, versohlte jedem tüchtig das Hinterleder. Das hielt wieder für eine gewisse Zeit, und das Mittagmahl schmeckte allerseits in der Familie wie immer vortrefflich. Ein Fremder, der nach dem Essen in die Stube getreten wäre, würde auch nicht das Geringste von all den am Vormittag gegangenen Ereignissen bemerkt, er würde vielmehr großen inneren Gefallen an den Buben gefunden haben, die das Dankgebet nach Tisch brav und fromm mit ihren klingenden Jugendstimmen sprachen. Wirklich, aufmerksam und kräftig beten konnten sie! Darauf wurde aber auch von väterlicher wie mütterlicher Seite scharf gesehen. Am Morgen, noch in Bette liegend, mußten sie mit dem Vater das Gebet des Herrn sprechen und einige fromme Verse, wie sie dem kindlichen Gemüte gemäß waren. Abends beim Insbettgehen erinnerte die Mutter an die Pflicht, sich Gott, seinen Engeln und Heiligen zu empfehlen. Und diese Uebung wurde nie versäumt; denn diese Eltern wollten ihre Kinder mit einem Sinn begaben, der allen Anfang und alles Ende nur in Gott sucht und findet; wollten sie für das spätere Leben ausgerüstet mit jener Waffe, die allein den Weg durch alle Gefahren und Hindernisse des wechselreichen Daseins bahnt, mit dem echten, unerschütterlichen Gottvertrauen. Im Drang der Verhältnisse, über der jähen Entfaltung der Leidenschaften kann diese Waffe wohl scharf und rostig werden, ja zeitweilig in Tagen stürmischen Gemüthes und unbändiger Begierde der Vergessenheit anheimfallen, als ein überflüssig Ding in die Kumpellammer des „Ueberlebten“ gebracht; aber wie ein Zauberstück schimmert es dann doch irgend einmal wieder aus der verstaubten, lange gemiedenen Ecke der ersten Jugend als das einzige Etwas, mit dem noch dem Leben beizukommen ist, wenn dieses einmal statt mit goldenen, streichelnden Sonnenhänden mit schmutzigen, kralligen Fingern ins Gemüt greift und brutal an der Wurzel der Seele zerrt, sie völlig auszureißen aus dem Schoßgrund des Glücks. Diese Waffe, dieser einzig dauerhafte Gegenstand, der nicht morisch und faul wird, nicht verfilzt und verfällt, dieses einzig Feste und Fassbare, dieses einzig Unverwundliche und Unauslöbliche, das wohl als etwas Unbequemes beiseite gestellt oder als etwas scheinbar Entbehrliches außer Acht gelassen werden kann, aber niemals wie eine Gedankenströmung verfließen, wie ein Gefühlswall zerstäuben, wie eine Stimmung verwehen kann, diese Waffe wird nur gut und vollendet geschmiegelt in der wahrhaft „gemüthlichen“, reinlichen, echt menschlichen Heimstätte der Familie, wo ein gesunder elterlicher Geist der Meister ist.

Das Wellenreiterische Ehepaar war in diesem Sinne ein guter Meister, und das war gut so, nicht nur für die Kinder, deren Zahl, wie schon bemerkt, mit den Jahren auf zwölf angewachsen sollte, sondern auch für Frau Lotte und Vater Weigand Wellenreiter selbst. Standen beide doch, noch verhältnismäßig jung, an der Wende des dritten und vierten Jahrzehntes ihres ziemlich gleichen Alters, und hatten, wenn auch augenblicklich aus wirtschaftlich engen Verhältnissen vorwärts schreitend, in ein an gedeihlichem Wohlstand und augenscheinlichem Arbeitslegen wachsendes Hauswesen, ein weites und breites Feld von Lebensfahren vor sich, über dem nach menschlichem Ermessen gar wohl manch Unwetter niedergehen konnte. Unter Umständen ein Unwetter, das den ganzen Erfolg ihres Schaffens und Erraffens vernichtete und sie samt ihren vielen Kindern in die Lage versetzte, der elementaren Wucht des Unglücks die gewaltige Macht des wahren Gottvertrauens entgegenzusetzen und sich „allen Gewalten zum Trost erhalten“.

Frömmigkeit ist die Frucht von Heimsuchungen und Leiden, die jedoch nur von Menschen mit gesunden sittlichen Anlagen geerntet wird. Mangelt die sittliche Voraussetzung infolge vernachlässigten, verkümmerten Gemüthes und infolge einer Verblendung des vernünftigen Augenlichts und infolge krankhafter Ausartung des Willenstriebes, kann kein frommes, gottesfürchtiges Herz reifen, und der Mensch, die Familie, die Gesellschaft, die in solche Verarmung und Verelendung geraten sind, haben entweder noch grausame Nothe zu erleiden, um wieder zu einer Veredelung der seelischen Kräfte zu gelangen, oder sie gehen zugrunde. Frommes Wesen kann sich wie jede andere Eigenschaft von Eltern auf Kinder, von Geschlecht zu Geschlecht vererben; doch gilt ganz vornehmlich von ihm das Gesetz, danach das Erbe durch eigenen Willensakt erst wirklich und wahrhaft erworben wird. Es ist ein seltenes Glück, wenn wie im Hause Wellenreiter der Sinn der Kinder am Morgen und Abend, vor und nach jeder Mahlzeit auf die Existenz Gottes ohne Ausnahme Tag für Tag hingelenkt, wenn dem kindlichen Denken der Gottesgedanke immer und immer wieder eingepflanzet, wenn der heranwachsenden Jugend ins erwachende Bewußtsein der Erkenntniskeim des irdischen Lebenszweckes gesenkt wird; die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Glaubensbewährung für später im selbständigen Kampf ums Dasein ist gegeben, und zwar in einem um so höhergen Maße, als lebendig sprudelnde Glaubensinnigkeit im Herzen der Eltern, vornehmlich der Mutter, vorhanden war. Solche quellreine Glaubensinnigkeit war bei Frau Wellenreiter der Kraftbrunnen, aus dem sie den Mut schöpfte, nicht nur zwölfmal ihr Leben einzusetzen, um neues Leben zu gebären, sondern auch ihre Kinderschar in rast- und rastloser Pflichterfüllung zu erziehen. Bei Vater Wellenreiter mußte die Freude an einer großen Kinderstube stets noch die wirtschaftliche Nutprobe bestehen; denn Kinder kosteten bekanntlich Geld, Geld und wiederum Geld, genau wie Feldzüge. Es gehört ein außergewöhnliches Selbstvertrauen dazu, wie es nur aus einem festesten Gottvertrauen heraus möglich ist, als Beamter mit gemessenem Einkommen und ohne ererbten Vermögensbestand es zu wagen, eine solche Schar Kinder zu züchten und dies wohlweislich in der klaren, bestimmten Absicht, aus jedem dieser Kinder einmal eine Persönlichkeit von Nutzen und Wert, einen ganzen Menschen zu schaffen. Der bedeutende Wille war da. Ob es gelang? — Viel Erwägens, Bedenkens, Düsterns kannte dieser Mann der Tat nicht. Er war in seiner Art vom Schlage eines Blücher. Seine Stärke lag im entschiedenen, unerschrockenen Handeln, das seine stets gerade Richtung von der Stoßkraft festgewonnener Ueberzeugungen empfing. Auf seine Weise war er aus dem besten Stoffe wahrnehmen zu können, daß dem Nutigen die Welt geböre. Aber der Kenner deutscher, kleinstaatlicher Verhältnisse wird dieser ausgesprochen männlichen Natur, diesem kernigen Manne, der unglücklicherweise den Beamtenberuf erwählt hatte, seinerzeit hätte wählen müssen, nicht ohne Bangen auf seinem Lebenswege folgen. Er wird mit Recht befürchten, daß die Größe des Selbstbewußtseins, die Stärke der Willenskraft, die stählerne Härte des Charakters dieses Mannes alle jene negativen Geister in der Gesellschaft auf den Plan rufen wird, die unter den versteckten Kampfzeichen des Neides und der Mißgunst zu Felde ziehen. Er wird mit Recht befürchten, daß, wenn alle Arbeitsenergie dieses Mannes auch zum Besten des Staatswohles verwendet wird, gegen ihn früher oder später ein heimlicher, verbissener Haß einsetzt, der um so gefährlicher ist, als er nur mit den weiblichen Mitteln spielerischer Boshaftigkeit, pharisäischer Masshacht und eingebildeter sittlicher Entrüstung zum Ziele gelangen kann. Weigand Wellenreiter war eben eine Persönlichkeit, die die für einen Beamten höchst bedenkliche Eigenschaft besaß, weiter und über kollegiale und vorgefetzte Durchschnittsköpfe hinweg zu blicken und in seiner massiven Breite drückend nach rechts und links zu wirken. Ein freier, unbefangener Mensch, der an dieser scharf umrissenen, aufrecht männlichen, tapfer dreinschauenden Erscheinung mit ihren lebensvollen, energischen Bewegungen unbedingt seine helle Freude hat, eine Freude, wie man sie nur an Menschen biblischen, homerischen und shakespeare'schen Schlages haben kann, muß trauern wie in einer Tragödie, in der eine königliche Natur untergeht, oder wie beim Publikum einer kraftvollen Eiche, an der zum Sturze Säge und Art angelegt werden, nein!, an deren Vernichtung Schlingpflanzen und Gewürme arbeiten! Ein freier Mensch muß trauern, wenn er steht, wie ein Prachtstier von einem Menschen wie Weigand Wellenreiter von kleinlichen, gehässigen, giftigen Insekten angefallen und verfolgt wird und ihren heimtückischen Stichen zu erliegen droht. So ein freier Mensch müßte vor einem solchen Bilde der Schmach allen Glauben an eine gerechte, göttliche Weltordnung verlieren, wenn er nicht gewahrte, wie unser Herrgott zuweilen selbst gleich einem aufmerksamen und besorgten Fuhrmann dem Geschmeiße wehrte und einige besonders stückerige Klatsche.

(Schluß folgt.)